

Unverkäufliche Leseprobe aus:

**Anne C. Voorhoeve**  
**Gefährten für immer**

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Ich hasse Briefe schreiben. Das waren die Worte, die sich vor alle anderen schoben, während ich meine Abschiedsrunde machte. Nicht: Ich hasse den Krieg, oder: Ich hasse Papa, der mich fortschickt. *Ich hasse Briefe schreiben*. All unsere Diskussionen, all meine Tränen und Wutausbrüche der letzten drei Tage lösten sich auf in diesem letzten albernen Protest. Immerhin schien ich begriffen zu haben, dass ich aus der Sache nicht mehr herauskam.

»Seit wann hast du Verwandte in Ostpreußen?«

Gitti klang vorwurfsvoll. Ich klang, als müsste ich mich verteidigen: »Hab ich gar nicht. Antonia ist eine Schulfreundin meiner Mutter, ich hab sie in meinem Leben vielleicht zweimal gesehen.«

Erinnern konnte ich mich nur an das letzte Mal, und auch das ziemlich verschwommen. Ein schmales, freundliches, unendlich trauriges Gesicht. Eine leise Stimme: »Es tut mir so leid, Lotte.« Das, was an dem Tag alle gesagt hatten.

Aber plötzlich fiel mir ein, dass Antonia von Waldeck es schon damals vorgeschlagen hatte: »Komm uns besuchen. Wir haben viel Platz, du kannst reiten und schwimmen und einfach mal ausspannen. Meine Nichte ist in deinem Alter.«

Ich hatte es komplett vergessen, aber Papa musste es sich gemerkt haben. Am 27. Juli, nur einen Tag nach dem Angriff auf

Hannover, hatte er Antonia aus dem Hut gezaubert wie Houdini das weiße Kaninchen. Dabei wusste er genau, dass er auf mich nicht verzichten konnte. Wie sollte ich mich in Waldeck sicher fühlen (was immer das in diesen Tagen noch bedeutete), ohne zu wissen, ob er zurechtkam? Ob die Lehmann Wort hielt und sich um ihn kümmerte, und wozu das wiederum führen mochte.

»Glaubst du, das war meine Idee?«, fuhr ich meine Freundin beinahe an. »Ich bin nicht einmal gefragt worden!«

»Das«, meinte Gitti immer noch zweifelnd, »sieht deinem Vater aber gar nicht ähnlich ...«

Da hatte sie recht. Die letzten zweieinhalb Jahre war ich zu Hause der Chef gewesen, das wusste jeder, und plötzlich brach es aus mir heraus: »Er meint, er kann mich nicht mehr beschützen. Kannst du mir verraten, was das heißen soll? Ich bin es doch, die auf uns beide aufpasst! Wenn ich am Montag nicht gewesen wäre ...«

Ich brach ab. Dass mein Vater und ich bei dem Angriff vor drei Tagen nicht im Luftschutzkeller gewesen waren und wieso und warum, davon schaffte ich es einfach nicht zu sprechen. Nicht einmal mit meiner besten Freundin, obwohl ich es mir fest vorgenommen hatte.

»Vielleicht«, sagte Gitti leise, »haben wir ja Glück, und das alles ist bald vorbei.«

*Das alles.* Diese Worte benutzte fast jeder; es gab mittlerweile einfach zu viele Dinge, die hoffentlich bald vorbei waren, als dass man sie noch einzeln aufzählen konnte.

Gitti und ich standen vor dem Trümmerhaufen, der bis vor drei Tagen unsere Markthalle gewesen war, und konnten, während wir uns über unsere eigenen »Dinge« unterhielten, eine

ganze Reihe fremder »Dinge« miterleben, ohne uns auch nur vom Fleck rühren zu müssen. Auf der gegenüberliegenden Straßenseite durchforsteten ehemalige Bewohner die Ruine ihres Hauses nach noch brauchbaren Möbeln und Kleidungsstücken. Was sie retten konnten, luden sie in einen kleinen Holzkarren, der von zwei Knirpsen bewacht wurde. Weiter hinten räumten Kriegsgefangene, die wir eben noch in langer Reihe an uns hatten vorbeimarschieren sehen, zusammen mit Anwohnern Trümmer von der Straße. Ein Postbote, per Fahrrad unterwegs, trug ersehnte und gefürchtete Botschaften aus.

Ich hasste Briefe schreiben, und ich würde es hassen, auf Briefe zu warten. Bisher hatte ich alle, die mir etwas bedeuteten, in meiner Nähe gehabt – ganz im Gegensatz zu Gitti und so vielen meiner Schulkameraden, deren Väter an der Front waren. Nun würde auch ich zu denen gehören, die auf Briefe warten mussten, um zu erfahren, ob es meine Leute noch gab.

Der Krieg dauerte schon fast vier Jahre; komisch, dass man trotzdem nie damit gerechnet hatte, dass er auch bei uns in Hannover ankommen würde.

»Wann fährst du?«

»Morgen früh.«

Eine bedrückende Pause entstand. Was sollte Gitti auch groß sagen?

Schließlich sagte sie: »Ich verabschiede mich nicht. Wir schreiben uns ja«, und nach kurzem Nachdenken: »Dann lade ich zu meinem Geburtstag eben noch Marlies ein.«

Nicht besonders nett von ihr, fand ich: mich darauf aufmerksam zu machen, dass das Leben zu Hause weitergehen würde, wenn ich weg war! Aber wie sollte ich es ihr übelnehmen? *Nach*

*vorne denken* lautete eine weitere Parole, die man an jeder Stra-  
ßenecke hören konnte.

Und es war ja keineswegs so, als ob ich das nicht gern ver-  
sucht hätte – es funktionierte bloß einfach nicht. Ab morgen  
nicht mehr neben Gitti sitzen zu können oder in meiner Stadt  
unterwegs zu sein lag völlig außerhalb meiner Vorstellung. Das  
Einzigste, was ich mich in Zukunft tun sehen konnte, war Briefe  
schreiben. Auf Briefe warten. Beides hassen.

»Dabei habe ich schon dein Geschenk.«

Gittis Schultern sanken herab. »Ach, Lotte, so ein Schiet.  
Was sagt denn deine Tante?«

»Die weiß es noch nicht ...«

»Bestimmt freut sie sich für dich. Bomben fallen da oben  
jedenfalls nicht. Heißt Ostpreußen nicht Reichsluftschutz-  
keller?«

»Nein, damit ist Pommern gemeint, Ostpreußen ist im letz-  
ten Krieg ganz schön zerschossen worden. Ostpreußen ist bloß  
die Reichskornkammer.«

»Aha! Genug zu essen gibt es also. Stell dir nur vor – ein Ei  
zum Frühstück! Wieder mal ein Schnitzel!« Plötzlich hellte  
sich ihr Gesicht auf. »Vielleicht kann ich dich ja besuchen.«

»Bestimmt! Dann halten wir eine Fressorgie.«

Gitti strahlte. Ab sofort kannte sie jemanden in der Reichs-  
kornkammer! Ob sie sehr enttäuscht wäre, wenn ich morgen  
den Zug verpasste ...? Das hatte ich mir nämlich in der Nacht  
zuvor überlegt: Papa auf Wiedersehen zu sagen und einfach  
eine Station weiter wieder auszusteigen.

Aber bei Licht betrachtet, war das kein guter Plan. Papa wür-  
de mir auf der Stelle eine neue Fahrkarte kaufen und sich diese  
von Geld absparen, das ohnehin knapp war. Auch damit hatte

er übrigens argumentiert: Für ihn allein würde unser Geld länger reichen. Das war eine ziemlich miese Karte gewesen, die ich ihm übelnahm.

Apropos übelnehmen: Irrte ich mich oder fing Gitti gerade an, sich darüber zu *freuen*, dass ich wegfuhr? »Vielleicht kannst du ja ab und zu ein Paket schicken«, schlug sie vor.

Ich war die Anhänglichere von uns beiden, das spürte ich in solchen Momenten deutlich. Wenn wir gestritten hatten, war immer ich es, die umfiel und die Hand ausstreckte – und dass wir selten stritten, hing möglicherweise damit zusammen, dass ich in der Regel schon vorher umfiel. Wie jetzt.

»Ich könnte den Paketen an Papa etwas für dich beilegen.«

»Ach, Lotte, das wäre phantastisch!«

Der Abschiedsfrieden war gewahrt. Die Einzige, die bei Gittis und meiner letzten Umarmung ein komisches, heimlich enttäuschtes und verratenes Gefühl hatte, war ich.

Nun blieb nur noch Tante Fips, und ich hatte es gewusst: Der Weg durch die zerstörte Stadt würde schlimm werden. Am Dienstag und Mittwoch hatte ich mich nur ein kleines Stück weiter vorgewagt, nicht nur weil ich fürchtete, einen Augenzeugen aus der Apotheke wiederzutreffen, sondern auch weil man vor jeder Ecke unwillkürlich den Atem anhielt: Gab es diese Straße noch, jenes Geschäft; wie sahen die Häuser aus, in denen Mitschüler wohnten? Es waren Ferien, und ich hatte keine Ahnung, ob vielleicht sogar jemand von uns gestorben war. Allein der Gedanke wäre mir bis vor drei Tagen nie gekommen.

Dabei hatte es früher schon Angriffe auf Hannovers Industriegebiete gegeben, Fliegeralarm waren wir längst gewohnt. Nahmen feindliche Bomber Kurs auf Berlin oder Hamburg, mussten nämlich auch wir in den Keller. Hoch über uns hörte

man es dann dröhnen, hielt den Atem an und dachte an die, die es in den nächsten Stunden erwischte.

Aber diesmal, nur einen Tag nach dem Feuersturm in Hamburg, waren tatsächlich wir dran gewesen. Dabei hatten sich die Hannoveraner immer so sicher gefühlt. Die Engländer und wir waren praktisch verwandt; unsere Könige waren auch mal die ihren.

Dass Amis die Angreifer gewesen waren und nicht die Briten, war ein gewisser Trost: Es konnte bedeuten, dass die Bombardierung der Altstadt ein Versehen gewesen war oder nicht mit den Tommys abgestimmt. Wahrscheinlich war die Conti das eigentliche Ziel gewesen, unsere große Reifenfabrik, über der ja auch die meisten Bomben heruntergekommen waren.

Vor dem Schaukasten der *Hannoverschen Zeitung* drängten sich die Leute und lasen stumm und aufmerksam, als müssten sie sich noch einmal davon überzeugen, was sie erlebt hatten. Was in der Zeitung steht, glaubt sich leichter.

Der Blick umher war schwerer zu begreifen. Die Oper war abgebrannt, den Turm der Marktkirche hatte ich selbst zusammenstürzen sehen, die Georgstraße war einfach weg. Jahrhundertealte, vertraute Gebäude, binnen zwanzig Minuten reduziert auf einen Haufen Steine, Scherben und verkohlte Dachbalken. Leute mit leeren Einkaufstaschen standen fassungslos vor der Ruine von Café Kröpcke und wussten nicht, wohin.

Über unser Stadtbild hatte ich mir früher nie Gedanken gemacht; erst jetzt, wo große Teile der Altstadt als trübseliger Haufen Geröll im Weg lagen, ging mir auf, wie schön es hier bis vor ein paar Tagen gewesen war und wie viel Mühe und Sorgfalt unsere Vorfahren darauf verwendet hatten, Hannover zu etwas Besonderem zu machen. Unsere Altstadt konnte jetzt als das

Ruhrgebiet durchgehen, wo es schon länger so aussah. Wo just in diesem Augenblick vielleicht ebenfalls Leute vor Trümmerhaufen standen und sich fragten, wann *das alles* wohl aufhörte, und ob *das alles* eigentlich irgendjemand gewollt haben konnte.

Obwohl vereinzelt noch Häuser brannten – unsere Feuerwehren waren am Sonntag zur Unterstützung nach Hamburg ausgerückt, und wir selbst daher am Montag praktisch schutzlos gewesen –, hatte an vielen Stellen schon das große Aufräumen begonnen. Frauen, Alte, Kinder, alle packten mit an. Ich hatte ein schlechtes Gewissen, als ich an einem solchen Trupp vorbeieilte, ohne Hilfe anzubieten, und hoffte, dass mich niemand ansprach.

*Ich habe keine Zeit, ich werde morgen evakuiert und muss mich verabschieden ...*

*Du bist vierzehn, du bist doch kein Kind mehr! Du wirst hier gebraucht, Lotte Harms!*

Zum Glück achtete niemand auf mich. Zu tun, als gehörte ich zu einer der vielen Familien, die mit allem, was sie tragen konnten, stadtauswärts unterwegs waren, war ein alter Trick – so alt, dass ich es mittlerweile ganz automatisch tat und nicht einmal mehr darüber nachdachte. Die Mutter mit den vier Kindern zum Beispiel, von denen jedes genau einen halben Kopf kleiner war als das nächstältere – die passten zu mir, da konnte ich mich größentechnisch glatt einreihen! Sie hatten Koffer dabei, einen Kinderwagen und ein mit Bettzeug beladenes Fahrrad. Ausgebombte vom Montag.

»Kann ich vielleicht helfen?«

Ich konnte es einfach nicht lassen. Es war wirklich eine Schwäche: Wenn es mir nicht gutging, lief ich durch die Stadt und stellte mir vor, jemand anderes zu sein.



Aber diese Mutter zuckte nur zusammen, starrte mich misstrauisch an und schien sogar noch einen Schritt zuzulegen, und jetzt erkannte ich es selbst: Auf den zweiten Blick war sie leider überhaupt nicht sympathisch. Der älteste der kleinen Jungs streckte mir sogar die Zunge heraus. »Hau ab, das sind unsere Sachen!«

Sollten sie sehen, wie sie zurechtkamen! Als wir an einem Krater mitten auf der Straße ins Stocken gerieten, weil Fußgänger mit Karren und Kinderwagen sich vor dem einzigen schmalen Durchgang am Rand stauten, schob ich mich an ihnen vorbei, kletterte durch das Loch und kümmerte mich wieder um meine eigenen Dinge.

Die Stadt klang fremd. Man hörte Löschwasser durch zerstörte Treppenhäuser rieseln und das Klacken von Steinen, die aus dem Weg geworfen wurden; hohle Wände warfen ein vielstimmiges Hämmern und Klopfen zurück. Überall war jetzt Baustelle. Hier und da schwelte und qualmte es, Asche- und Rußpartikel schwirrten durch die Luft, und ich musste an Sonnenwendfeuer denken. »Geh nicht zu dicht heran!«, hätte Mama gesagt, die *das alles* nicht mehr erlebt hatte. Aber jetzt blieb mir nichts anderes übrig: Ich musste mitten hindurch, rechts Trümmerhaufen, links Häusergerippe, die jeden Augenblick einstürzen konnten, und dazwischen jemand, der mit Kreide eine Botschaft an eine verkohlte Mauer kratzte: *Familie Bergmann lebt!!!*

Drei Ausrufezeichen. Genauso war mir zumute gewesen, als ich vor drei Tagen ins Freie gezogen worden war. Nicht wegen der Leute im Keller, von denen ich erst am nächsten Tag erfahren hatte; und auch nicht wegen der Katastrophe draußen, deren Ausmaß mir erst nach und nach so richtig klarwurde. Nein,

der größte Schock war gewesen, dass ich etwas anderes, ganz Simples erkannt hatte: *Die wollen uns umbringen!*

Natürlich hätte ich das wissen müssen, vom *Feind* hörte man ja wahrlich genug. Aber so, dass ich es persönlich zu nehmen hatte, war es bisher nie gewesen. Nun war die Lage nicht mehr abzustreiten: Die hatten tatsächlich versucht, uns umzubringen, Papa und mich, die niemandem etwas getan hatten, die seit Jahren einfach nur versuchten, irgendwie zurechtzukommen. Wir, Hans und Lotte Harms, hatten *Feinde*. Das Wort hatte eine andere Bedeutung seit Montag, und jedes Mal, wenn ich seitdem durch die Stadt gelaufen war, war mir von neuem bewusst geworden, dass der Feind es wieder versuchen würde.

Ich fuhr zusammen, als etwas Großes, Grünes mir über den Kopf segelte. Ein Papagei! Elegant schwang er sich höher hinauf und landete auf dem Geländer eines Balkons, der wie ein schiefer Einkaufskorb an der Außenmauer einer Altbauruine hing. Mit ruckartigen Bewegungen begann der Vogel zu balancieren, als wollte er ausprobieren, ob das Gitter womöglich noch glühte.

Ich war froh, dass ich kein Haustier besaß. Tiere durften nicht in die öffentlichen Luftschutzkeller, und von Gitti wusste ich, dass sie bei jedem Fliegeralarm Qualen litt wegen ihres Katers Lupo. Zwar konnte er sich ins Freie retten, weil wegen der Druckwellen der Explosionen alle Fenster offen bleiben mussten, aber von Sicherheit konnte draußen natürlich keine Rede sein.

Die Besitzer des Papageis schienen diesem sogar, bevor sie gingen, die Käfigtür geöffnet zu haben. Keine Ahnung, wie sie ihn wieder einfangen wollten – falls sie sich überhaupt bemühten und jetzt nicht ganz andere Sorgen hatten. Geschickt klet-

terte der Vogel auf dem Geländer herum und ließ ein Krächzen hören, das ziemlich zufrieden klang.

Er war ein fröhlicher Farbfleck zwischen all dem verkohlten Grau und Schwarz, und ich war nicht die Einzige, die seinetwegen stehen blieb. Leute schauten hinauf und lächelten, ein Mann piffte und lockte: »Jakob, komm! Oder vielleicht Willi? Willi! Peterle! Rasputin!«

Ich hoffte für den Vogel, dass er, falls seine Leute ihn nicht wiederfanden, in einem anderen gastfreundlichen Fenster und nicht gerupft und als Hühnchenersatz im Ofen landete. Da es kaum Fleisch auf unsere Lebensmittelkarten gab, waren inzwischen angeblich auch Hunde und Katzen nicht mehr sicher – ein weiterer Grund für Gittis Angst um Lupo, und als ich rasch weitergehen wollte, um neben meinen eigenen Sorgen nicht auch noch über schutzlose Tiere im Krieg nachdenken zu müssen, hob sich der Papagei plötzlich kreischend in die Höhe.

Er musste es eine Sekunde früher gespürt haben als wir. Ein gewaltiges Krachen fuhr mir in die Glieder, der Boden bebte, Putz und lose Steine rieselten von umliegenden Häusern, und dann sah ich über den Dächern auch schon eine gewaltige Staubwolke aufsteigen. Blindgänger oder Bomben mit Zeitzündern waren die größte Gefahr, wenn es nach einem Angriff ans Aufräumen ging. Jederzeit konnte irgendwo noch eine hochgehen und weitere Häuser einstürzen lassen, Ruinen zerbröseln wie Sandburgen.

Instinktiv flüchtete ich in die Mitte der Straße – wie der ganze Menschenpulk, eine Schar Tauben, die aufgeschreckt losflatterte. Als die Staubwolke auf uns herabfiel, drückte ich mir einen Ärmel ins Gesicht, aber es half nichts, wir alle husteten, die Augen brannten, binnen Sekunden waren wir von beißen-

dem hellem Pulver überzuckert, das zwischen den Zähnen knirschte.

*Das hatte ich nicht erwartet.* Ein verblüffter, vorwurfsvoller Satz, den am Dienstag irgendjemand auf der Straße gesagt und den ich seitdem in Gedanken oft wiederholt hatte. Er fasste alles zusammen, was auch mir durch den Kopf ging. Mehr gab es eigentlich nicht zu sagen.

Tante Fips' Haus war unversehrt, ihre Straße seltsam ruhig. Bis vor drei Tagen hatte man hier immer Spatzen gehört.

Meine Tante öffnete die Tür und starrte mich an. Erst als ich sagte: »Ich glaube, ich muss mich kurz mal waschen«, schien sie mich zu erkennen.

»Du liebe Güte, Lotte.« Das war alles. Keine Fragen, was passiert war, in diesen Tagen hing ohnehin alles mit Montag zusammen.

Mit schlechtem Gewissen machte ich reichlich Gebrauch von dem kostbaren Stück Seife, das in der Schale auf dem Waschtisch lag, wusch mir die Haare und sah im Spiegel, wie unter der Staubschicht mein Gesicht wieder zum Vorschein kam. Sommersprossen, grüne Augen, breiter Mund. Dass mit meinem Gesicht etwas nicht stimmte, war mir erstmals aufgefallen, als wir im vorigen Jahr unsere Sitznachbarn hatten zeichnen sollen, und die Kunstlehrerin zu Gittis Porträt von mir die unvergessenen Worte gesprochen hatte: »Sehr gut. Der breite Mund, die mürrische Unterlippe – das ist unsere Lotte.«